



ANDREA & MAGDA

FOTO-TABLEAU

Märchen für dreissig Nächte 3/5

«Ich bin eigentlich kein Fan von libanesischen Fernsehserien, aber «Kawalis al-Madina» finde ich ziemlich interessant», schreibt Rami Fayoumi nach dem Launch des TV-Dramas auf seinem Blog. Rami deckt ein breites Spektrum libanesischer Themen ab und hatte Grund, bei diesem Serienprojekt aufzumerken: «Obwohl die Crew das in Abrede stellt», heisst es weiter im Blog, «basiert die Serie mehrheitlich auf einer wahren Geschichte, dem Kollaps der Al-Madina-Bank von 2002/03, bei dem einem seinerzeit Hören und Sehen verging.» Noch weitere Skandale aus jener Zeit werden in «Kawalis al-Madina» aufgegriffen, aber der Fall von al-Madina ist der gewichtigste: Einige unter den undurchsichtigen Profiteuren des Finanzhauses waren möglicherweise in die Ermordung des libanesischen Ministerpräsidenten Rafiq Hariri im Februar 2005 involviert. Dass das Fotografenteam Andrea & Magda, welches das Entstehen einschlägiger Ramadan-Fernsehserien dokumentiert, bei den Dreharbeiten für diese Serie ausgerechnet einen Sprengstoffanschlag auf ein Auto festhielt, hat also eine besondere Bedeutung: Auch Hariri kam bei einem solchen Attentat ums Leben.

Für mehr Osteuropa-Expertise

Karte ohne weissen Fleck

Gastkommentar
von JERONIM PEROVIĆ

Die Mauerfall-Euphorie, die Europa nach der Beendigung des Kalten Krieges kurzweilig beherrschte, verlockte im Westen nicht wenige, an die Illusion vom «Ende der Geschichte» zu glauben. Der «Sieg» des wirtschaftlichen und politischen Liberalismus über autoritäre Regime, über Planwirtschaft und Kommunismus sollte die Widersprüche zwischen «Ost» und «West» endgültig auflösen. In der globalisierten Welt, so das Dogma, gehöre alleine der Demokratie und der Marktwirtschaft die Zukunft. Und weil man glaubte, dass sich die alten Trennlinien für immer auflösen würden, schien auch eine gesonderte Beschäftigung mit Osteuropa nicht mehr nötig.

In der Folge gingen viele westliche europäische Staaten daran, die Militärbudgets zu kürzen und ihre Nachrichtendienste auf neue Bedrohungen auszurichten. Entsprechend gerieten auch die Osteuropa-Fächer an den Hochschulen unter Druck.

In Deutschland etwa wurden einzelne Osteuropa-Professuren nicht mehr besetzt und Forschungsinstitutionen sogar gänzlich aufgelöst, so etwa das renommierte Bundesinstitut für ostwissenschaftliche und internationale Studien mit Sitz in Köln. In der Schweiz vermochten die wenigen Lehrstühle für osteuropäische Geschichte zwar weitgehend ungefährdet weiterzueistieren, doch sank auch hierzulande das Verständnis für deren aktualitätsbezogene Expertise. So schloss 1994 das in Bern angesiedelte Schweizerische Ostinstitut seine Tore, eine Institution, die zu ihren Glanzzeiten bis zu dreissig Mitarbeiter beschäftigt hatte. Als privatrechtliche Institution war sie auf Gönner und Spenden angewiesen. Als sich der kommunistische «Ostblock» auflöste, zogen sich die Mäzene zurück, denn das Anliegen des Instituts, Informationen über eben diesen «Ostblock» bereitzustellen, schien sich erledigt zu haben.

Tatsächlich hat sich seit dem Verschwinden des Eisernen Vorhanges einiges getan. Nicht nur haben sich die EU und die Nato Richtung Osten ausgeweitet; auch haben Handel, Reisen und akademischer Austausch Kontakte unter Menschen in ganz Europa enorm befördert. Das gilt auch für Russland, das trotz politischer Entfremdung von Europa historisch gesehen noch nie so stark in dessen Wirtschaft eingebunden war.

Das globale Zusammenwachsen hat Gegensätze nicht einfach verschwinden lassen, sondern auch neue Interessen- und Konfliktlinien produziert. Globalisierung ging nicht automatisch einher mit dem Entstehen einer globalen Welt- und Wertegemeinschaft, sondern brachte lokale und regionale Räume zum Vorschein, die im Kontext des Ost-West-Gegensatzes verborgen waren und deren Innenleben es nun zu verstehen galt. Dies

aber konnte nur bedingt geleistet werden, denn anstatt bestehende Kompetenzen zu festigen oder gar auszuweiten, wurde Expertise abgebaut.

An Warnsignalen fehlte es nicht. Bald tobten an den Rändern Europas Kriege – vom Balkan über den Kaukasus bis nach Tadschikistan. Doch eine Eruption vom Ausmass des russisch-ukrainischen Konflikts führte dem Westen vor Augen, wie fragil die Ordnung in diesem Teil der Welt noch immer ist und welche Gefährdungen für die Sicherheit und den Frieden in Europa bestehen.

Die Diskussionen, die im Zuge der Ukraine-Krise losbrachen, haben aber auch gezeigt, mit welcher Ahnungslosigkeit Europa die Entwicklungen in Kiew, auf der Krim oder im Donbass verfolgte. Die Ukraine, immerhin ein Land mit über 40 Millionen Einwohnern, flächenmässig fast so gross wie Frankreich und angrenzend an vier EU-Staaten, war auf der mentalen Karte vieler Europäer viel weiter weg, als die tatsächliche geografische Nähe es verdient hätte. Innerwestliche Debatten zeigten aber auch, wie schwer man sich tat, die Motive von Konfliktparteien zu durchblicken oder Staatspropaganda richtig zu entschlüsseln. Was die Wissenschaft schon lange forderte, scheint der Öffentlichkeit mit der Ukraine-Krise bewusst geworden zu sein: Es braucht mehr Osteuropa-Expertise. So wurde etwa im Dezember 2015 in Berlin mit Regierungsgeldern ein neues Osteuropainstitut mit über zwanzig Mitarbeitern aus der Taufe gehoben. Dieses soll in Deutschland die «Russland- und Osteuropakompetenz» wieder «auf eine solide Grundlage» stellen.

Auch in der Schweiz, wo Osteuropa-Forschung schon seit Jahrzehnten an den Osteuropa- und Slavistik-Lehrstühlen betrieben wird, ist man daran gegangen, auf diesem Kapital aufbauend die Regionalexpertise zu fördern. Nachdem entsprechende Initiativen vor ein paar Jahren an den Universitäten St. Gallen und Basel lanciert worden waren, hat nun auch die grösste Universität des Landes nachgezogen: Dank finanzieller Unterstützung des Staatssekretariats für Bildung, Forschung und Innovation konnte an der Universität Zürich unlängst das «Center for Eastern European Studies» aus der Taufe gehoben werden. Dieses hat den Auftrag, gestützt auf die bestehenden Institute die gegenwartsbezogene Lehre und Forschung zu politisch und gesellschaftlich relevanten Entwicklungen im östlichen Europa zu stärken.

In Zeiten von Desinformation, Fake-News und Informationskriegen möglichst grosse wissenschaftliche Unabhängigkeit zu wahren, dafür ist die Universität der richtige Ort. Hier lässt sich Wissen geschützt vor den Unwägbarkeiten politischer Konjunkturen auf längere Sicht bereitstellen.

Jeronim Perović ist Osteuropahistoriker und leitet an der Universität Zürich das Center for Eastern European Studies (CEES).

Arzt sein heute und morgen

Ganzer Einsatz gefordert

Gastkommentar
von FRANZ EIGENMANN

Der Ärztestand geht schwierigen Zeiten entgegen. Vielschichtig und zahlreich sind die Herausforderungen, viele davon sind untrennbar mit dem ärztlichen Selbstverständnis und den ärztlichen Arbeitsbedingungen verknüpft.

Fragen wir uns einmal, warum in der Vergangenheit so viele überdurchschnittlich begabte Personen es für sinnvoll hielten, während Jahrzehnten ihre sämtlichen Kräfte in den Dienst der Medizin und damit der Patienten zu stellen – abgesehen von der Zeit unbedingt notwendiger Erholung. Es lohnte sich offensichtlich, man bekam reichlich Anerkennung, sei es von Patienten, sei es von Spitalverwaltungen oder der Gesellschaft als ganzer.

Ein hohes Mass an professioneller Autonomie und Gestaltungsfreiheit war selbstverständlich, ebenso ein dem überdurchschnittlichen Einkommen entwachsender komfortabler Wohlstand. Wer allerdings märchenhaften Reichtum suchte, wurde stets eher als Investmentbanker, Immobilienspekulant, Rockstar oder – im produktivsten Fall – Unternehmer glücklich.

Die beschriebene ärztliche Grundhaltung war noch in den achtziger Jahren selbstverständlich. Sie führte im Laufe eines vierzig Jahre dauernden Arbeitslebens zu enormen Leistungen und einem reichen Erfahrungsschatz. Man selber wünschte sich, von einem Arzt oder einer Ärztin dieses Typus behandelt zu werden. Indes droht die mit diesen Tugenden ausgestattete Ärztesgeneration allmählich zu verschwinden und mehrheitlich durch das ersetzt zu werden, was man «ärztlichen Sachbearbeiter» nennen kann.

Welche Kräfte stecken dahinter? Da ist zunächst der kaum zu beeinflussende Zeitgeist: Wir werden in Werbung und Medien mehr oder weniger permanent aufgefordert, möglichst hedonistisch zu leben. Dementsprechend gibt es nur noch wenige, die bereit sind, sich einer grossen Aufgabe zu widmen und dafür Opfer zu erbringen.

Es wirken weitere Faktoren. Der wachsende Frauenanteil im Arztberuf spielt eine Rolle. Er bringt bei den existierenden familiären Strukturen den durchaus nachvollziehbaren Wunsch nach Teilzeitarbeit mit sich. Aus diesem Umstand folgt, dass sehr viel mehr Personen zu Ärzten ausgebildet werden müssen und dass mehr Personen die für Patienten nicht nur vorteilhafte Lernkurve zu durchlaufen haben, um nach der Ausbildung dann eine bestimmte Menge an Dienstleistungen zu erbringen. Die Teilzeitarbeit bewirkt, dass das qualitative Potenzial der oft höchst talentierten Frauen nicht ausgeschöpft werden kann. Ob es uns passt oder nicht: Berufliche Höchstleistung und Teilzeit sind unvereinbare Gegensätze – nicht nur in der Medizin.

Was die Anerkennung ärztlicher Leistungen angeht, waren die Zeiten schon besser. Spitalverwaltungen werden immer mächtiger, und das Gesundheitssystem gestaltet sich immer komplizierter. Die einzige Chance der Ärzte mitzuhalten, besteht darin, sich durch kompromisslosen Einsatz über viele Jahre eine umfassende Erfahrung und eine Autorität zu erarbeiten, die nicht übergangen werden kann.

Grosse Gefahren lauern dort, wo Ärzte für ihre Tätigkeiten von Profit maximierenden Unternehmen angestellt werden. Wie ärztliche Autonomie und Ethik aufrechterhalten werden sollen, wenn es einzig und allein ums Geld geht, ist nicht befriedigend zu erklären. Früher war solches richtigerweise aus genau diesen Gründen verboten, ebenso die Werbung für ärztliche Tätigkeit.

Das ist noch nicht alles. Manch ein zukünftiger Arzt wird sich nicht lange abmühen wollen, komplexe Heilmethoden zu erlernen, wenn die Politik per Dekret alle ärztlichen Tätigkeiten für gleichwertig erklärt. Diese Sparstrategie ist verfehlt und führt absehbar ins Desaster. Spätestens wenn er einen operativen Eingriff benötigt, wird der Betroffene sehr rasch ein intuitives Verständnis dafür entwickeln, dass die Honorare für Blutdruckmessungen und für Kolonresektion (Dickdarmentfernung) weit divergieren müssten.

Dafür sprechen auch rationale Gründe. Dickdarmentoperationen komplikationsarm durchführen zu lernen und diese Fähigkeit auch zu erhalten, ist eine enorme Leistung. Ob ein ärztliches Honorar angemessen ist oder nicht, lässt sich aus daran abschätzen, welche Bedeutung der Eingriff für das Schicksal des Patienten hat und was eine eingetretene unerwünschte Entwicklung vergleichsweise kosten würde. Damit man mich nicht falsch versteht: Ärztliche Grundversorger, die mit breiter Ausbildung zum Beispiel als Dorfärzte tätig und für ihre Patienten mehr oder weniger rund um die Uhr verfügbar sind, erbringen ebenfalls anspruchsvolle Leistungen, die entsprechend honoriert werden müssen.

Was ist zu tun? Wer gegen Windmühlen ins Feld zieht, gibt sich der Lächerlichkeit preis. Nichtsdestoweniger aber sind wir zwingend darauf angewiesen, dass ein Teil des ärztlichen Personals maximalen Einsatz leistet, und zwar über Jahrzehnte. Ohne diese Leistungsträger wird die Qualität des Gesundheitssystems stark leiden. Wenn es gelingt, den Menschen, die sich ein Leben lang kompromisslos der Medizin verschreiben wollen, adäquate Bedingungen im Sinne von Anerkennung, Autonomie und Abgeltung zu bieten, wäre schon einiges erreicht.

Franz Eigenmann ist Chefarzt Gastroenterologie am Kantonsspital in Baden.